

DIE BEDEUTUNG DES ÜBERSETZENS IN DER JAPANISCHEN GERMANISTIK

UEDA Kōji

Welche Bedeutung das Übersetzen in der japanischen Germanistik erlangt hat bzw. welche Probleme in der Germanistik sichtbar werden, wenn man das Übersetzen in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt – der Untersuchung dieser Fragen sind die folgenden Ausführungen gewidmet.

ÜBERLEGUNGEN ZUR „GESTALT“ DES ÜBERSETZENS

Das Übersetzen ist ein sprachliches Handeln, das, anders als das Dolmetschen, geschriebene Texte zum Gegenstand hat. Dabei wird ein Text, abgefaßt in der Sprache einer bestimmten kulturellen Umgebung, in einen zweiten umgewandelt, dessen Sprache zu einer anderen Kultur gehört. Wir haben es hier also mit mindestens zwei Sprachen, zwei Kulturen und zwei geschriebenen Texten zu tun.

Wenn man den Vorgang des Übersetzens allerdings etwas genauer betrachtet, kommen noch mehr Aspekte hinzu. „Geschriebener Text“ ist in Wirklichkeit gleichbedeutend mit „publizierter“ oder „für eine Publikation vorgesehener Text“, und die gesellschaftliche Existenz von Verlagen, die dies übernehmen, spielt oft die entscheidende Rolle, wenn es darum geht, ob eine Übersetzung „realisiert“ wird oder nicht. Sicher gibt es unzählige Texte, die nicht zu „geschriebenen Texten“ werden konnten, weil sich kein Verlag fand, der sie publizieren wollte. Die Wahrscheinlichkeit, daß solche Texte übersetzt werden, ist verschwindend gering. Doch selbst wenn diese Hürde einmal genommen wird – wenn sich in dem anderen Kulturkreis, in dem die Übersetzung publiziert werden soll, ebenfalls kein Verlag findet, dann kann auch diese wiederum nicht zu einem geschriebenen Text werden.

Noch wichtiger ist aber das Subjekt, das die Ausführung einer Übersetzung übernimmt, denn sonst würde letztere nicht einmal als unpubliziertes Manuskript existieren. Der Übersetzer muß zumindest zwei Sprachen bis zu einem gewissen Grad beherrschen, und gleichzeitig ist es seine Aufgabe, einen in einer fremden Sprache abgefaßten Text zu „entdecken“ und richtig zu „bewerten“. Aus diesem Grund muß er in den

zwei oder mehr Kulturkreisen, mit denen er zu tun hat, auf seinem jeweiligen Sachgebiet über den Stand der „geschriebenen Texte“ Bescheid wissen.

Weil das Übersetzen – wie oben dargestellt – ein Gegenstandsbereich ist, der so weitreichende Prozesse involviert, könnte jede Disziplin, selbst wenn sie nur einen Teil dieses Gebiets streift, potentiell das Recht für sich reklamieren, das Phänomen Übersetzung in Beschlag zu nehmen. Bei den traditionellen Disziplinen, die mit der Sprache zu tun haben, also Linguistik und Literaturwissenschaft, ist die Beziehung zu Fragen des Übersetzens besonders eng, doch aus kulturhistorischer Sicht betrifft der Gegenstand die Geisteswissenschaften insgesamt, und selbst soziologische, wirtschaftswissenschaftliche oder andere Ansätze wären denkbar.

Zum Beispiel hat Roman Jakobson vom linguistischen Standpunkt aus in einem abstrakten (d.h. von der Einzelsprache absehenden) Modell dargestellt, wie beim Übersetzen die Umwandlung der verschiedenen sprachlichen Ebenen vonstatten geht. Aber auch eine Beschreibung anhand von konkreten Beispielen, die von den Charakteristika der Einzelsprachen ausgeht, wäre ein linguistischer Ansatz. Und wenn man von einem anderen als von einem sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus nach dem Sinn des Übersetzens fragt, sind ebenfalls zwei Richtungen denkbar: eine, die den Schwerpunkt auf Abstraktion und Verallgemeinerung legt, und eine, die ihren Blick auf konkrete Einzelfälle richtet.

Diese Verschiedenheit der Standpunkte tritt bei der Behandlung von konkreten Beispielen, die zu den Eigentümlichkeiten nur einer bestimmten Sprache zählen, deutlich zutage. Angefangen von Realien des alltäglichen Lebens, wie etwa Speisen, über Ausdrücke für Gefühle und Sinneswahrnehmungen bis hin zu unterschiedlichen Gesellschaftssystemen, gibt es unendlich viele solcher Beispiele, doch all diese zu erfassen und zu systematisieren, ist prinzipiell unmöglich. Statt dessen ist das Verfahren beliebt, einige Beispiele herauszugreifen und einen symbolischen Charakter in sie hineinzulesen, wobei die Auswahl – ganz gleich, ob nun Gemeinsamkeiten und Universalien herausgestellt oder Unterschiede und Kontraste betont werden sollen – recht willkürlich bleibt.

Eine Übersetzung stellt eine Kombination von zwei oder mehr Sprachen dar, eine Kombination, deren Möglichkeiten ins Astronomische gehen. Wenn man sowohl sprachliche als auch kulturelle Unterschiede bei der Fragestellung berücksichtigt, dann ist Willkür noch weniger als bei den oben erwähnten konkreten Beispielen zu vermeiden. Will man schließlich außer den rein sprachlichen und kulturellen Aspekten auch noch die mit einer „Publikation“ zusammenhängenden sozioökonomischen Systeme einbeziehen, dann kann man dies nicht mehr im Rahmen der althergebrachten Disziplinen tun.

Vielleicht spiegeln sich ja in einem gewissen Ausmaß gerade diese Umstände in der Tatsache wider, daß das Übersetzen in der japanischen Diskussion bisher nur selten systematisch oder theoretisch hinterfragt worden ist. Doch andererseits hat die Situation – man könnte fast von der Abwesenheit einer Übersetzungstheorie sprechen – auch etwas Charakteristisches. Isoya Takashi schreibt dazu in seinem Buch *Hon'yaku to bunka no kigōron* [Semiotik des Übersetzens und der Kultur]: „Mit der nötigen Allgemeinbildung, einer ausgezeichneten Beherrschung der fremden und einer angemessenen Kenntnis der japanischen Sprache kann der Übersetzer seine Fähigkeiten nur noch durch praktische Übung so weit wie möglich steigern – die so erworbene Intuition ist durch den Verstand kaum zu ersetzen. [...] Anders als bei Übersetzungen von einer indoeuropäischen Sprache in die andere, ist zwischen dem Japanischen und indoeuropäischen Sprachen keine Festlegung von automatischen Entsprechungen möglich. Und ist dies nicht der Grund, warum alle Versuche, solche Übersetzungen theoretisch zu verarbeiten, keine nennenswerten Ergebnisse hervorbringen? [...] Die große Mehrheit der Übersetzer geht ihrer Tätigkeit ohne irgendwelche systematisierten Theorien nach. Dagegen sollte man nicht übersehen, daß es kreativ arbeitende Literaten mit einem Interesse für das Übersetzen sind, die sich, ohne dabei allerdings bis zu systematischen Theorien zu gelangen, unvermeidlich zu diesem Thema äußern.“ (ISOYA 1980: 12–13)

Das Übersetzen, von dem Isoya spricht, ist auf das enge Feld derjenigen Sprachen begrenzt, bei denen durch eine „theoretische“ Verarbeitung „automatische Entsprechungen“ möglich sind. Den gesamten Rest überläßt er der „durch den Verstand kaum zu ersetzenden“ Praxis. Folglich sind die „Äußerungen zu diesem Thema“ mit „Realien“ der oben geschilderten Art zum Überlaufen voll. In diesem Sinne kann man Isoyas Ansichten als charakteristisch für die Situation der Übersetzungsdiskussion in Japan bezeichnen.

Wendet man sich andererseits Fragen zu, die mit dem Übersetzen in einer engen Beziehung stehen, nämlich solchen, die Sprachen und Kulturen des Auslands betreffen, dann beginnen die inneren Zusammenhänge heute allmählich ein wenig klarer zu werden. Insbesondere wird in der Gegenwartsgesellschaft im Zeichen der Globalisierung die Tendenz zum Internationalen und Universellen immer stärker, und die Legitimität eines Denkens in althergebrachten Kategorien des neunzehnten Jahrhunderts wie der „Nationalkultur“ ist ins Wanken gekommen. In der modernen Linguistik und auf dem Gebiet des theoretischen Denkens scheint diese Tendenz bereits weit mehr als nur „Bürgerrechte“ erlangt zu haben. Selbst wenn die Individualität, ja Einzigartigkeit einer Sprache oder einer Kultur zum Ausgangspunkt genommen wird, bleibt das Ziel die Gewinn-

nung einer „Universalität“. Der Standpunkt des Sich-Festklammerns an einer Sprache und einer Kultur als Gegenstand hat den „Werdegang“ mancher Forscher stark beeinflusst – eine Art von Werdegang, die sich deutlich zeigt in dem für das Erlernen der Sprache für nötig erachteten Aufwand an Zeit und Energie. Fragt man diese Forscher nach der Relevanz ihrer Tätigkeit in der realen Gesellschaft, so verstehen sie dies als Bedrohung, die ihr Selbstverständnis zu erschüttern imstande ist.

Zudem steigt die Zahl der aus dem Ausland „heimgekehrten Söhne und Töchter“, wie man sie nennt, und damit verliert auch die Fähigkeit, Fremdsprachen anzuwenden – sei es im mündlichen Dialog oder beim Verständnis von Texten – die Aura, die sie einst hatte. Erfahrungsgemäß erweist sich zwar die meist völlig überschätzte Zweisprachigkeit als Illusion, denkt man jedoch über ihr Potential genauer nach, muß diese wohl ebenso wie das Selbstverständnis der oben beschriebenen Forscher relativiert und hinterfragt werden. Und wenn man es noch eingehender betrachtet, ist selbst eine gewisse Art von „Forschungen“ – zumindest diejenige, die zum großen Teil auf Fremdsprachenkenntnissen (insbesondere der Lesefähigkeit) beruht – dabei, ausgemerzt zu werden. Der Stellenwert dieser Studien, die sich auf eine Sprache oder eine Kultur als Gegenstand beschränken wollen, ist besonders fragwürdig. Denn sie sind in einem weiteren Sinne synonym mit „Übersetzungen“; es besteht immer mehr die „Gefahr“, daß solche Studien als bloße „Entlehnungen“ oder „Paraphrasen“ entlarvt werden.

Wenn man das Übersetzen in einem derartigen Zusammenhang behandelt und dabei den universalen Aspekt im Bewußtsein behält, sollte man einzelne, konkrete Sachverhalte in diesen Rahmen stellen und doch unbedingt die jeweiligen Eigentümlichkeiten und charakteristischen Probleme aufzeigen. Dabei muß die historische Situation des Übersetzens in Japan der Neuzeit ausreichend in die Betrachtung einbezogen werden. Folglich sollte das „Übersetzen“ nicht von dem formalen Standpunkt der Übertragung eines konkreten Textes in eine andere Sprache gesehen werden. Notwendig ist vielmehr eine Untersuchung, die in ihr Blickfeld die Fragen einbezieht, wie die europäische „Moderne“ einschließlich des Wissenschaftsverständnisses aufgenommen und wie damit die japanische „Institution“ vollendet wurde – mit anderen Worten: die gesellschaftliche und historische Dimension des „Übersetzens“. Auch wenn diese Frage als Gegenstand für diesen Aufsatz zu umfangreich ist und daher hier nicht umfassend behandelt werden kann, sollten dennoch alle das Übersetzen betreffenden Einzelfragen stets in diesem Zusammenhang gesehen werden.

Um diese Probleme ein wenig konkreter zu fassen, lassen sie sich so strukturieren, wie Katō Shūichi es vorgeschlagen hat. In der Form eines

Dialogs mit Maruyama Masao und ausgehend vom „Hintergrund des Übersetzens“, der mit den Außenbeziehungen der in der Modernisierung begriffenen frühen Meiji-Zeit zusammenhängt (denn eine der Bedingungen für die Modernisierung nach dem Muster der westlichen Gesellschaften war nun einmal die Übersetzung eines umfassenden westlichen Schrifttums), schlägt Katō vor, in diesem Kontext die Fragen zu prüfen, „was im allgemeinen übersetzt wurde oder übersetzt werden mußte“ und „was für Leute die Übersetzungsarbeiten übernahmen“, ferner, „warum man die Doktrin des Übersetzens wählte“ und, bezogen auf konkrete Probleme, „wie übersetzt wurde“, und weiter, „welche Vor- und Nachteile die Doktrin des Übersetzens dem Japan der Meiji-Zeit gebracht hat“ (MARUYAMA und KATŌ 1998: 3). Bei der Prüfung dieser Fragen legt Katō großes Gewicht auf die „Hintergründe“ und forscht nach der Bedeutung der Unterschiede, die zwischen dem Übersetzen in der Meiji-Zeit und dem der Gegenwart bestehen. Er nimmt sich gewissermaßen vor, die „Gestalt“ des Übersetzens zu betrachten, wie sie sich in den verschiedenen äußeren Phasen verändert hat.

ZUM UMFELD DES ÜBERSETZENS IM MODERNEN JAPAN

Im Hauptteil meines Aufsatzes möchte ich – geleitet von Katōs Methode und im Bewußtsein der universalen Aspekte – den Rahmen für die Behandlung von Problemen des Übersetzens im modernen Japan abstecken und mich besonders denjenigen Fragen zuwenden, die mit Übersetzungen aus dem Deutschen zusammenhängen. Hierzu steht die japanische Germanistik in einer engen Beziehung, und zwar aus dem Grunde, weil der größte Teil der aus dem Deutschen übersetzten „geschriebenen Texte“ über eine lange Zeit von Germanisten angefertigt wurde und weil es eine Epoche gab, in der die gesellschaftliche Stellung eines japanischen Germanisten nicht von seiner Tätigkeit als Übersetzer getrennt denkbar war. Und auch auf der Seite der Germanisten selbst gibt es, wie wir im folgenden sehen werden, das Bewußtsein, daß diese Tätigkeit mit dem eigenen Selbstverständnis untrennbar verbunden ist.

Wenden wir uns, zum Zweck einer vorbereitenden Überlegung, zunächst dem „Hintergrund des Übersetzens“ zu, von dem Katō spricht. Er selbst versteht darunter die besondere Situation, in der Japan sich seit der Meiji-Zeit befand, doch vermutlich gibt es auch noch allgemeinere Aspekte. In der Tat ist es so, wie Katō sagt: Die Übersetzungen aus westeuropäischen Sprachen im neuzeitlichen Japan sind auf Umstände zurückzuführen, unter denen zur Schaffung eines modernen Staates „eine gründliche Informationsbeschaffung und folglich Übersetzungen not-

wendig waren“ (10). Dieser Umstände wegen handelte es sich in der Anfangszeit überwiegend um naturwissenschaftliche Werke, z.B. über Medizin, Astronomie oder Chemie, oder um Schriften praktischer Art, etwa zur Geographie oder zu militärischen Fragen. Man kann jedoch nicht sagen, daß in dieser Phase die Übersetzungen aus dem Deutschen besonders zahlreich gewesen wären (und auch später haben sie, von Sonderfällen abgesehen, nie die Übersetzungen aus dem Englischen übertroffen, weder an Quantität noch an Einfluß). Nachdem diese auf das praktische Wissen gerichtete Übersetzertätigkeit eine Zäsur erreicht hatte, wurde ein institutionelles System aufgebaut, in dem Übersetzungen regelmäßig zur Beschaffung konstanter Mengen von Informationen angefertigt wurden. Bis zu dieser Phase läßt sich ein „Hintergrund des Übersetzens“ annehmen, der mit dem der anderen Länder vergleichbar ist, die sich ebenfalls in einem verspäteten Modernisierungsprozeß befanden.

Es wurden jedoch bereits relativ früh auch Schriften übersetzt, die nicht praktischen Inhalts waren. Maruyama und Katō haben beobachtet, daß bis in die zwanziger Jahre der Meiji-Zeit viele historische Werke übertragen wurden, und sie sehen darin eine Abweichung vom „Utilitarismus“. In ihrer Erörterung thematisieren sie das Interesse für die Geschichte einer fremden Kultur als Methodologie bei der Berührung mit ihr (63). Hierbei werde einerseits der Inhalt von Wörtern, die einen fertigen Begriff bezeichnen, neu bestimmt, und es würden andererseits auch Wörter für neue Begriffe gebildet.

Wahrscheinlich kann man auch die Übersetzung von Werken zur „Kultur“ parallel hierzu sehen. In der Tat sind auch im Falle Japans Übersetzungen von Schriften aus diesem Bereich im Gefolge der historischen Werke aufgetreten. Dies ist vergleichbar mit der Situation im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wie TSUJI Yumi (1993) sie aufgezeigt hat, und möglicherweise lassen sich auch die Verhältnisse in Deutschland ab der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts innerhalb des gleichen Rahmens erfassen. Das heißt, bei beiden gab es bei der Herausbildung ihrer jeweiligen „Nationalkultur“ einen Prozeß des Ringens mit Vorbildern in fremden Sprachen (für Frankreich das klassische Altertum, für Deutschland kamen noch französische und englische Werke hinzu), durch den schließlich eine eigene Landessprache (als kultureller Träger der Nation) geformt wurde. Gerade weil sich das Übersetzen hier oft als „unmöglich“ erwies, mußten neue sprachliche Ausdrucksweisen, mit abstrakten Begriffen als Kern, experimentell „urbar“ gemacht werden. Doch nicht nur das. Die Ansicht ist legitim, daß die gemeinsame Sprache (oder sogar Standardsprache), die einen Nationalstaat erst zum Nationalstaat macht, sich in einer engen Beziehung zum Übersetzen

herausbildete. Denn da die Sprache nun einmal von durch und durch kulturellem Wesen ist und mit emotionalen Werten eine Einheit bildet, ist es kaum denkbar, daß sie sich nur durch politischen Druck einfach „verändern“ und „durchsetzen“ läßt, sondern die Veränderungen müssen für den Sprecher einen Wert verkörpern. Die Herausbildung einer gemeinsamen Sprache während der Gründungsperiode eines Nationalstaats und der Prozeß, bei dem man sich in Form von Übersetzungen ein kulturelles Vorbild aneignet, können so, mit kulturellen Wertvorstellungen als Vermittlern, miteinander in Verbindung gebracht werden.

In der Geschichte des Übersetzens im modernen Japan gingen die Bücher praktischen Inhalts denen aller anderen Bereiche voraus. Im oben skizzierten Sinne hängt diese Tatsache mit dem Umstand zusammen, daß die Epoche eine spätere war als diejenige, in der Frankreich oder Deutschland die entsprechenden Erfahrungen machten. Hier müßten Gemeinsamkeiten mit den anderen Ländern zu finden sein, die sich verspätet modernisierten, denn schließlich dürfte es sich nicht um eine allein für Japan spezifische Situation gehandelt haben. Und daß die Übersetzung von für den damaligen Sprachgebrauch schier unmöglich erscheinenden Werken kulturellen Inhalts dennoch zur Herausbildung einer Standard- bzw. gemeinsamen Sprache einen kaum zu übersehenden Beitrag geleistet hat, das bedeutet doch wohl, daß dieses Phänomen vergleichbar und seinem Wesen nach universal ist.

Im folgenden wollen wir uns auf die Übersetzungen vom Deutschen ins Japanische beschränken. Im Gegensatz zu Katō, der ein „umfassendes westliches Schrifttum“ im Sinn hat, legen wir hier also den Schwerpunkt vor allem auf die Beziehung zwischen der japanischen Germanistik und dem Übersetzen. Das Ziel ist, den von der institutionalisierten Germanistik zurückgelegten Weg vom Übersetzen her neu zu erfassen und damit der Untersuchung eines Gegenstandes, den wir bis jetzt schon gelegentlich gestreift haben, nämlich dem „Zusammenhang zwischen einer Einzelsprache und einer einzelnen Kultur“, einen weiteren Gesichtspunkt hinzuzufügen.

Zuallererst wollen wir uns wiederum mit einer vorbereitenden Überlegung befassen, und zwar mit der Frage, wie das Wort „Germanistik“ im Japanischen wiedergegeben wird. Diese Frage geht über die einer bloß „zutreffenden Übersetzung“ hinaus, denn es kommen dabei Problem- punkte zum Vorschein, die mit dem Selbstverständnis der japanischen Germanistik zu tun haben. Gewöhnlich wird als traditionelle Übersetzung *Doitsu bungaku* oder auch *Dokubungaku* [deutsche Literatur] verwendet, während der Ausdruck *Doitsugo* / *Doitsu bungaku* [deutsche Sprache und Literatur] eher als Notlösung empfunden wird. So heißt

etwa der japanische Germanistenverband „Nihon Dokubungaku-kai“ [Japanischer Verband für deutsche Literatur], und der offizielle Name der von ihm herausgegebenen Zeitschrift lautet *Doitsu bungaku*. Der entsprechende Studiengang an den Universitäten nennt sich im allgemeinen *Dokubunka*. Wörtlich genommen würde das bedeuten, daß der Gegenstand des Fachs die deutsche „Literatur“ ist. In Wirklichkeit umfaßt diese Disziplin in der Regel aber auch die linguistische Erforschung der deutschen Sprache und die Beschäftigung mit dem theoretischen Denken in Deutschland. Hier ist es also nicht so, daß „der Name die Sache ausdrückt“, sondern er ist lediglich als traditionelle Bezeichnung für etwas zu verstehen, dessen Inhalt die Ausdrucksmöglichkeiten des Japanischen übersteigt.

Die Probleme, welche die japanische Wiedergabe von „Germanistik“ mit *Doitsu bungaku* mit sich bringt, sind jedoch damit keineswegs erschöpft. Warum konnte sich die Bezeichnung „deutsche Literatur“ so unangefochten durchsetzen, warum wurde gerade der Literatur unter Mißachtung all der anderen Gebiete eine so privilegierte Rolle eingeräumt? Dies ist wohl wieder eines der Probleme, die in der japanischen Sprache selbst begründet liegen. Zumindest kommt – im Unterschied zu dem Sachverhalt, den der japanische Name bezeichnet – in dem deutschen Wort „Germanistik“ die „Literatur“ an der Oberfläche nicht vor. Die Bezeichnung *Doitsu bungaku* ist als offizieller Name gebräuchlich, seit im Jahre Meiji 20 (1888) dieses Fach an der Kaiserlichen Universität Tōkyō zusätzlich eingerichtet wurde. Davor gab es an der Fakultät für Literatur an dieser Hochschule nur die beiden Disziplinen Japanische und Chinesische Literatur, und erst in jenem Jahr wurden Deutsche und gleichzeitig auch Englische Literatur als eigenständige Fächer gegründet (Französische Literatur folgte im Jahr darauf). Daraus ist ersichtlich, daß man bei der Etablierung der Disziplin *Doitsu bungaku*, zumindest was deren Bezeichnung angeht, sich an dem bisherigen japanischen Verständnis von *bungaku* orientierte.

Wenn wir noch einen Schritt weitergehen, dann dürfen wir vermuten, daß sich das Fach *Doitsu bungaku* an einem Punkt etablierte, der vom traditionellen Literaturverständnis der Edo-Zeit nicht allzu weit entfernt war. Das Wort *bun* – in dem Sinne wie es in dem Ausdruck *bunbu ryōdō* [die beiden Wege Gelehrsamkeit und Kriegskunst] vorkommt – bezeichnet einerseits die Gesamtheit aller Kenntnisse im chinesischen Schrifttum und das Wissen um die *loci classici* und ihre Herkunft (vermittelt durch eine lange Tradition philologischer Kommentare), bedeutet aber gleichzeitig die Fähigkeit, literarische Texte – vor allem Lyrik als repräsentative Gattung – nach überlieferten Regeln und Vorbildern selbst zu verfassen. In diesem Sinne ist *bun(gaku)* eine Art „Blume“ der Gelehrsamkeit, und

ihre Träger, die *bunjin*, waren nichts anderes als Leute, die *waka* und chinesische Gedichte schreiben und kritisch beurteilen konnten.

Demgegenüber war die Situation der später eingeführten *Doitsu bungaku* natürlich eine andere. Die deutsche Sprache war nicht mehr das halb japanisierte Chinesisch (*kanbun*), sondern etwas weit Entferntes. Und da eine konkret vorgegebene Form, an die man sich wie beim chinesischen Gedicht halten konnte, sich im Deutschen nicht finden ließ, war es auch so gut wie unmöglich, literarische Werke in dieser Sprache zu verfassen. Und selbst wenn jemand dies getan hätte, wäre in Japan niemand in der Lage gewesen, das Ergebnis zu beurteilen. Es fehlte hierfür eine Gemeinde gleichgesinnter Gelehrter, in der der traditionelle Kult literarischer Schöpfung hätte zelebriert werden können. Wie und wo findet man nun die Gläubigen? War unter diesen Umständen das Übersetzen nicht der Bereich, den man sich als Ersatz suchte? Und war es nicht unbewußt zum Ziel der *bunjin* einer neuen Zeit geworden, bei der Übertragung von Form und Inhalt deutscher und moderner europäischer Literatur mit den sprachlichen Mitteln im Japanischen „schöpferisch“ zu arbeiten? Dies ist eine Hypothese, die sich ergibt, wenn man die Germanistik in ihrer Beziehung zum Übersetzen betrachtet. Wie später noch überprüft werden wird, läßt sich feststellen, daß in die japanische Germanistik tatsächlich, zumindest bis zu einer bestimmten Periode, eine solche Tradition, wenn auch unbewußt, hineinspielte.

Noch ein anderes Problem verbirgt sich in der Bezeichnung *Doitsu bungaku*, das jedoch mit dem oben erwähnten eng zusammenhängt. In diesem Ausdruck wird nämlich nicht angezeigt, was eigentlich mit *bungaku*, der Literatur also, geschehen soll. Im deutschen Wort „Germanistik“ drückt das Suffix aus, daß es sich um eine „Wissenschaft“ handelt, es besagt: „Hier soll Literatur nicht geschaffen, sondern als Forschungsgegenstand behandelt werden.“ In dem Ausdruck *Doitsu bungaku* hingegen fehlt auffälligerweise jedes explizite Zeichen, daß es eigentlich um die „Erforschung“ der Literatur geht. Diese Verwirrung läßt sich damit erklären, daß das Wort *bungaku* bereits das Element *gaku* [Studium, Lehre, Gelehrsamkeit, Wissen(schaft)] enthält und daß es ungebräuchlich wäre, wenn man dieses Wort wiederum zum Gegenstand einer Wissenschaft, *gaku*, machen wollte. Eine hierzu analoge Ambiguität weist auch das Wort *bungakusha* auf. Wenn wir in dem Standardlexikon *Kōjien* unter diesem Stichwort nachschlagen, finden wir als erste Bedeutung „Schöpfer literarischer Werke“ und als zweite „Literaturforscher“.

Aufgrund dieser vorbereitenden Überlegungen dürfen wir die Vermutung äußern, daß sich die privilegierte Stellung der Literatur auf japanische Traditionen gründet und daß infolgedessen die Germanistik in einem Zustand verharret, in dem die Dreieinigkeit „Forschung – Über-

setzen – literarisches Schaffen“ untrennbar miteinander verflochten bleibt. Dies soll uns nun als Rahmen für die Untersuchung der Beziehung zwischen der japanischen Germanistik und dem Übersetzen dienen.

DIE JAPANISCHE GERMANISTIK UND DAS ÜBERSETZEN ODER:
„WIE ÜBERSETZEN?“

Der in der Phase um 1969 bekannteste Germanist, Yamashita Hajime, schreibt, wenn man die Geschichte des Übersetzens im modernen Japan zurückverfolge, könne man zwei Strömungen feststellen. Die eine habe aus Leuten wie Shimazaki Tōson bestanden, die „nicht nur deutsche, sondern auch französische und russische Literatur“ rezipierten und sich in der literarischen Szene (*bundan*) aktiv zu Wort meldeten. Zu der anderen hätten diejenigen gehört, die „einen Schritt zurücktraten und wie Ōgai eine eher beobachtende Haltung einnahmen“; ihre Übersetzungen seien „wörtliche Übersetzungen, die äußerst gehorsam und treu dem Buchstaben des Originals folgen“. Dieser Standpunkt der Ōgai-Richtung ist „in den späteren japanischen Germanistenschulen ziemlich tief verwurzelt und durchzieht diese von Anfang bis Ende wie eine ‚unfruchtbare Frau‘ (*umazume*)“. (YAMASHITA 1967: 72–73)

Trotz ihrer Länge möchte ich hier noch einige Zitate von Yamashita Hajime anführen: „Bis in die unmittelbare Gegenwart hinein konnten die Leute, die zum Beispiel das Feld der französischen oder der russischen Literatur beackerten, sich nicht allein mit ihrem Spezialfach über Wasser halten. Auch standen ihnen die akademischen Institutionen nicht offen. Unter diesen in Japan herrschenden Bedingungen konnten sie, ob sie nun wollten oder nicht, nur von ihrer Feder leben, wählten also die Literatur als Beruf und wurden Schriftsteller. [...] Dies blieb bis in die Shōwa-Zeit hinein unverändert, und Seite an Seite stiegen sie zur Hauptströmung innerhalb der japanischen Literaturszene auf. Demgegenüber stand Germanisten und Anglisten die Möglichkeit offen, eine Stelle als Sprachlehrer zu finden, insbesondere erstere waren als Oberschullehrer (nach dem alten Erziehungssystem) in alle Regionen des Landes verstreut. Weit entfernt von den Zentren, konnten sie in aller Muße und Selbstgenügsamkeit ihre Studien in dem Tempo vorantreiben, das ihnen genehm war.“ Allerdings habe sich diese Situation, so betont Yamashita, in den letzten Jahren nach und nach verändert: „Schriftsteller, die von Haus aus Germanisten sind, wie etwa Kashiwabara Hyōzō und Shibata Shō, treten in großer Zahl hervor.“ (73)

Ich habe Yamashita Hajime nur deshalb so ausführlich zitiert, weil er mir die bis dahin in der japanischen Germanistik aufgetretenen Probleme

in konzentrierter Form wiederzugeben scheint. Beachtenswert ist aber, daß diese Probleme „in der Phase um 1969“ neu festgestellt wurden. Warum hier betont wird, daß es in dieser Phase geschah, braucht wohl nicht gesagt zu werden: Auch Japan hatte ein 1968, und es war die Zeit, als die 1945 auf der politischen Ebene vollzogenen Veränderungen allmählich die Ebene der Kultur erreichten.

Die zutage getretenen Probleme lassen sich in den folgenden Punkten zusammenfassen:

- 1) Die „Erforschung“ der deutschen Literatur und die „schöpferische“ literarische Betätigung werden nicht unterschieden; dem Schaffen von literarischen Werken kommt eindeutig der höhere Rang zu. Da man deswegen wohl Gewissensbisse verspürt, versucht man sich zu legitimieren, indem man nie vergißt hinzuzufügen, daß künftige Schriftsteller unbedingt eine wissenschaftliche Ausbildung bräuchten. Das Studium der deutschen Literatur wird so geradezu als Vorbedingung für eine schriftstellerische Tätigkeit gesehen.
- 2) Man ist darüber beunruhigt, daß Schriftsteller germanistischer Provenienz so spärlich sind, und führt als entfernten Grund die Haltung Mori Ōgais an. Während man die von „erhabenem“ Wissen getragene Germanistik hoch einschätzt, meint man gleichzeitig, daß die Germanisten sich nur wegen der bevorzugten Lage, in der sie lebten, nicht angestrengt hätten, ihre Kenntnisse mit einer schöpferischen Tätigkeit zu verbinden.
- 3) Daß die Germanistik als wissenschaftliche Disziplin ein bestimmtes, versteiftes Selbstverständnis hat und ihr in ihrer „Selbstgenügsamkeit“ alle gesellschaftlichen Bezüge fehlen, wird im allgemeinen positiv bewertet (wenn man von einem Punkt absieht: dem Neid auf die Erfolge der Schriftsteller aus den Reihen der französischen und russischen Literatur).
- 4) Daß Germanisten deutsche Literatur übersetzen, wird als Selbstverständlichkeit betrachtet; in der Beziehung zwischen Forschen und Übersetzen werden keinerlei Probleme gesehen.
- 5) Yamashita bewertet Mori Ōgais Übersetzungen zwar falsch (worauf wir hier nicht näher einzugehen brauchen), davon abgesehen zeigt sich aber unverkennbar seine geringschätzig Haltung gegenüber „wörtlichen Übersetzungen“. Es offenbart sich sein Standpunkt: „Übersetzungen von Literatur müssen ebenfalls Literatur sein“.

Hierin kommt der Weg, den die japanische Germanistik zurückgelegt hat, deutlich zum Ausdruck. Bei den im folgenden anstehenden Überlegungen, welche Rolle das Übersetzen für die Germanistik und welche die Germanistik für das Übersetzen gespielt hat, sollen vor allem die histori-

schen Hintergründe der einzelnen, Yamashitas Einstellungen zugrundeliegenden Punkte betrachtet werden.

Der Vorläufer der nationalen akademischen Organisation Dokubungaku-kai wurde 1939, mit der Germanistik der Kaiserlichen Universität Tōkyō als Zentrum, geschaffen. Zehn Jahre zuvor war am gleichen Ort die wissenschaftliche Zeitschrift *Ernte* gegründet worden. In seinem Geleitwort zur Gründungsnummer dieser Zeitschrift schreibt KIMURA Kinji: „Die wichtigste Vorbedingung für die Wissenschaft ist die Haltung des Forschers. Hat man sich für die richtige Haltung entschieden, ist schon die halbe Arbeit getan.“ Worin diese „Haltung des Forschers“ aber besteht, darüber erfahren wir im selben Vorwort: „Wir müssen hervorragenden Stoff, so gut wir irgend können, in uns aufnehmen. Und wir müssen alles tun, was in unseren organischen Fähigkeiten steht, um so viel wie möglich davon zu verdauen, es unserem Leben wieder zuzuführen und damit unsere neuen kulturellen Werte hervorzubringen.“ (1929: 2)

Noch ein wenig konkreter gesprochen, soll das Ziel „das Leben und Wachsen unserer eigenen Seelen sein“. Die wissenschaftliche Forschung und allgemeine Thesen zur Vervollkommnung des menschlichen Lebens oder sogar Charakters gehen somit eine direkte Verbindung ein. Hierin läßt sich eine Haltung ablesen, die als nichts anderes denn als „Primat der Literatur“ zu bezeichnen ist, nach der den „schöpferischen“ geistigen Tätigkeiten der Vorrang gegeben wird.

Man könnte dies in den Zusammenhang des zum Militarismus hineinenden Vorkriegsjapan stellen und meinen, darin einen winzigen, subjektiven Widerstand zu sehen. Aber wenn man die geistigen Hintergründe etwas genauer betrachtet, zeigt sich ein anderer Aspekt, den eingehender zu behandeln uns allerdings hier der Raum fehlt. In lediglich groben Zügen skizziert, lassen sich Spuren einer Rezeption ausländischer Kultur, bei der die gesellschaftliche Realität ins Blickfeld genommen wurde, von der Jiyū Minken Undō [Bewegung für Freiheit und Volksrechte] bis zum Ende der Meiji-Zeit nachweisen. Hier spielten für die nicht etablierten Künstler und Intellektuellen die aus dem Deutschen, dem Französischen, vor allem aber aus dem Englischen übersetzten Werke eine eminent wichtige Rolle. Doch nach dem Hochverratsprozeß im Jahre 1910, bei dem 26 Personen, vor allem Anarchisten, unter dem Verdacht, ein Attentat auf den Meiji-Tennō geplant zu haben, angeklagt und im Jahr darauf zwölf von ihnen hingerichtet wurden, verzichtete der größte Teil der Intellektuellen – mit Ausnahme der Marxisten im Untergrund – auf gesellschaftskritische Äußerungen, und es begann die von Ishikawa Takuboku so genannte „Zeit der Ausweglosigkeit“. So entfaltete die Philosophie des deutschen Idealismus oder die Literatur à la Goethe ihre Wir-

kung als Hilfe zur Selbstfindung, und es entstand das „Bildungsdenken“ mit dem Ziel, sich auf das Innere des von der Gesellschaft losgelösten Einzelnen zu konzentrieren und dessen Charakter zu vervollkommen (UEDA 1989: 16–18). Insbesondere in den Kreisen der jüngeren Intellektuellen, die eine unbestimmte Angst beherrschte (hauptsächlich Schüler der elitären Oberschulen im alten Schulsystem), wurde die als Diskurs über das menschliche Leben aufgefaßte deutsche Philosophie und Literatur gern gelesen; sie stellte von der Taishō- bis in die frühe Shōwa-Zeit die intellektuelle Hauptströmung dar. Angesporn und mit Übersetzungen versorgt wurde diese Strömung von den „Oberschullehrern im alten Schulsystem“, von denen Yamashita spricht, und letztlich, als Brutstätte dieser Lehrer, vom Fach Germanistik der Kaiserlichen Universität Tōkyō.

Diese Haltung, deutsche Literatur und Philosophie als geistige Nahrung aufzufassen, mit deren Hilfe man über die Frage „Wie soll der Mensch leben?“ nachdenken konnte, sollte noch lange virulent bleiben. Bis über die Mitte der sechziger Jahre hinaus bekamen viele Studenten der Germanistik, der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes eingeschlossen, nicht selten von ergrauten Gelehrten zu hören, wenn man Goethe lese, könne man alles im Leben verstehen.

Man kann sich unschwer vorstellen, daß in der Zeit, als eine solche Haltung in der japanischen Germanistik die Oberhand hatte, das Erlernen der deutschen Sprache und die Berührung mit den Originaltexten das höchste Ziel und die größte Freude waren. Als Folge entstand gar die Auffassung, das Sprachstudium selbst als erhabene intellektuelle oder geistige Betätigung zu betrachten. Aus diesem Grund erlangte das Deutsche unter den „zweiten Fremdsprachen“ eine bevorzugte Stellung, und nicht wenige Germanisten trugen diese Tatsache bis in die sechziger Jahre hinein wie eine kaiserliche Standarte aus Goldbrokat vor sich her. Auch blieb damals das anmaßende Pauschalurteil unwidersprochen, das intellektuelle Niveau der Studenten sei in letzter Zeit gesunken, weil immer weniger Deutsch gelernt werde. Trotz alledem konnte sich in Wirklichkeit nur eine Minderheit der Oberschüler eine Lesefähigkeit mit Gespür für inhaltliche Nuancen deutscher Texte aneignen – die meisten, die in den deutschen Kulturgütern nach geistiger Nahrung fürs „Leben“ suchten, behelfen sich mit Übersetzungen.

In diesem Sinne nahm die Rezeption deutscher Philosophie und Literatur in Japan eine spezifische Form an, und die Art der Rezeption wurde in hohem Maße vom Übersetzen bestimmt. Das heißt:

- 1) Das deutsche Schrifttum, das zum Gegenstand übersetzerischer Tätigkeit wurde, war relativ begrenzt. Während einer gewissen Periode stellten Übersetzungen linker Schriften und Theaterstücke hier eine Ausnahme dar, doch selbst bei ihnen wird man das Gefühl nicht los,

es handle sich lediglich um die linke Auflage des „Wie soll der Mensch leben?“.

- 2) Da das menschliche Leben als kompliziert und tief begriffen wurde, glaubte man, daß die Bücher, die es behandeln, ebenfalls nicht anders als kompliziert und tief sein könnten, und hielt es folglich auch für ganz natürlich, wenn Übersetzungen schwer verständlich waren. Insbesondere in Büchern, die in irgendeiner Weise mit theoretischem oder philosophischem Denken zu tun hatten, wurde ein Nominalstil mit schwierigen sinojapanischen Wörtern bevorzugt, und überhaupt breiteten sich langatmige Satzperioden, die von jeder Klarheit weit entfernt waren, überall aus. Die meisten Übersetzungen waren hölzernen klingende „direkte Übertragungen“, bei denen man an die leichte Verständlichkeit für den japanischen Leser keinen Gedanken verschwendete und die eher im Bewußtsein der kritischen Blicke der Kollegen angefertigt wurden. Nach diesem geradezu elitären Denken brauchte derjenige, der den Inhalt eines Textes nicht verstand, diesen eben überhaupt nicht zu lesen. Und auch auf der Seite der Leser läßt sich eine gewisse autoritätsgläubige Haltung feststellen, nämlich die Einbildung, etwas Schwieriges müsse immer auch einen gewissen Grad von Erhabenheit aufweisen.

Kehren wir zu *Ernte*, dem vorhin erwähnten „Organ“ des Fachs Germanistik, zurück. Kimuras Geleitwort reflektiert unmittelbar die besagten Zustände, und gleichzeitig erweitert und reproduziert es sie. In der Tat ist in der Gründungsnummer von *Ernte* nach Kimuras zweiseitigem Geleitwort ein dreiseitiger Aufsatz mit dem Titel „Vom Expressionismus zur Literatur der Arbeit“ von Haga Mayumi abgedruckt, einem führenden Vertreter der „Romantischen Schule“ Japans. Darauf folgen bis Seite 42 fünf Übersetzungen (eine Rezension, zwei Lyrik-Übersetzungen, ein Theaterstück, eine Erzählung). Am Schluß des Hefts findet sich eine Liste der bis 1928 auf Sitzungen gehaltenen Referate. Bei 21 der insgesamt 38 Sitzungen sind „Lesungen von Übersetzungen“ angegeben, doch unter den übrigen finden sich mindestens weitere fünf, bei denen in Wirklichkeit offensichtlich auch nur Texte übersetzt und vorgestellt wurden. Tatsächlich bestanden somit drei Viertel der Sitzungen aus Lesungen eigener Übersetzungen.

Als 1938 der Germanistenverband als landesweite Organisation gegründet wurde, bekam auch die Zeitschrift, die nunmehr *Doitsu bungaku* hieß, in ihrer Stellung als Publikationsorgan der Forschungsergebnisse seiner Mitglieder ein neues Gewand, und einige Dinge änderten sich.

Band 1, Heft 1 besteht ausschließlich aus reinen Aufsätzen. Im Zentrum dieser Nummer steht die Goethe-Forschung. Darin findet sich sogar ein Artikel mit dem Titel „Goethe und der Nationalsozialismus“, der das

Goethe-Verständnis NS-Deutschlands kritisch behandelt. Der Schwerpunkt jedoch liegt im großen und ganzen auf der nach innen gewandten Übung und Vervollkommnung des eigenen Ich. Beim einleitenden Artikel von Kimura handelt es sich um die Aufzeichnung eines in Sendai gehaltenen Vortrags. Der Autor, der vorher von seiten des jungen Publikums gebeten worden war, „ihre Seele zu beflügeln“, nimmt den *Faust* und den *Wilhelm Meister* auf und thematisiert „Goethes Selbstvervollkommnung“ (KIMURA 1938: 1). Typischerweise beschäftigt er sich jedoch nicht mit einer Analyse der Werke oder behandelt etwa deren Stil, sondern schickt sich an, unter Verzicht auf jegliche Argumentation, dem „menschlichen Geist“ zu Leibe zu rücken. Aus zwei so gewaltigen Werken wie den hier genannten einen „Sinn“ zu extrahieren, der mit dem Kontext nicht das geringste zu tun zu haben braucht, oder, anders ausgedrückt, in die Texte „hineinzulesen“, wonach man sucht, ist nicht sonderlich schwer. Auch Kimura Kinji zitiert, zumindest hier, nach eigenem Gutdünken Teile aus Goethes Werken, um ihnen die zu behandelnde „Frage“ zu entnehmen.

Heft 2 vermittelt etwas vom Enthusiasmus in der Anfangszeit des Germanistenverbandes. Abgedruckt sind Studien zu Kleist, Goethe, Nietzsche, Stifter und zum Nibelungenlied. In Heft 3 aber wurden die literarischen Übersetzungen bereits wiederbelebt; sie nahmen die Hälfte des Gesamtumfangs ein. Nach Heft 4 jedoch, das Lyrik-Übertragungen enthielt, wurden bloße Übersetzungen literarischer Werke nicht mehr abgedruckt, sei es, weil dies in die Zeiten des „äußersten Notstandes“, in denen man sich wähnte, nicht mehr hineinpaßte, sei es, weil es vom Standpunkt der „Forschung“ her kritisiert wurde – das Motiv bleibt unklar. Statt dessen traten nun in großer Zahl Berichte in Form von „Werk-Einführungen“ auf, die jedoch in Wirklichkeit auf jeden Kommentar verzichteten. Man kann in ihnen gleichsam einen Ersatz für die „Übersetzungen“ oder deren vereinfachte Version sehen.

Anstelle von literarischen Werken brachte man nun aber recht häufig Aufsätze deutscher Gelehrter und Forscher in Übersetzungen. Vor dem Hintergrund der Zeit von 1938 bis 1943 wurden auch viele in NS-Diensten stehende Wissenschaftler übersetzt oder vorgestellt, und ebensowenig fehlte es an Aufsätzen japanischer Germanisten, die in diesem Strom mitschwammen. In dem 1943 erschienenen Aufsatz „Der literarische Geist des Nationalsozialismus“ beispielsweise werden Maßnahmen wie „die Verbrennung undeutschen Schrifttums, die Vertreibung jüdischer Wissenschaftler und Autoren und die Einstellung von kommunistischen sowie sozialdemokratischen Zeitungen“ als „wirklich unvermeidlich zum Selbstschutz des Nationalsozialismus und beim Aufbau einer neuen Kultur“ bejaht (OBARA 1943: 5). Im Artikel „Germanischer und japani-

scher Geist“ heißt es: „Der Geist, von dem hier als dem germanischen die Rede ist, ist ein Charakter, der ursprünglich auch unserem Volk zu eigen war, doch ihn begleitete bei uns nicht die nordische Dunkelheit, sondern er besaß die Klarheit und Ruhe der in der Morgensonne duftenden Blüten der Bergkirsche“ (ISHINAKA 1943: 208).

Nach dem Krieg verschwanden solche Töne natürlich aus dem Organ des Verbandes, auch wurden keine bloßen Übersetzungen oder reinen Werk-Einführungen mehr abgedruckt. Das heißt jedoch keineswegs, daß die Germanisten das Übersetzen aufgegeben, ihre wissenschaftlichen Studien vertieft oder nach dem Sinn der Erforschung deutscher Literatur gefragt hätten. Vielmehr wurden nun literarische Übersetzungen in Form von zahlreichen „Reihen der Weltliteratur“ ununterbrochen publiziert, um den Hunger nach westlicher Literatur zu stillen, zu der man vor dem Krieg nur beschränkten Zugang gehabt hatte.

Bei der Veröffentlichung solcher Textsammlungen war es ein Schlüssel zum Erfolg zu wissen, welches Werk sich als zuerst ausgelieferter Band am besten verkaufen würde; Goethe, insbesondere den *Leiden des jungen Werthers*, kam dabei die Vorreiterrolle zu. Dieses Werk paßte genau in die Zeit, in der man nach wie vor in der deutschen Literatur die Beantwortung der Frage „Wie soll der Mensch leben?“ suchte und zu finden glaubte, und die Tatsache, daß es wieder und immer wieder übersetzt wurde, hat die Publikationsform „Sämtliche Werke der Weltliteratur“ mit verursacht. Die Germanisten, die daran als Übersetzer beteiligt waren, wurden auf diese Weise einer breiten Öffentlichkeit bekannt und zogen daraus beträchtlichen finanziellen Nutzen.

Doch hiervon einmal abgesehen, liegt das größte Problem in den folgenden Tatsachen: daß das Bildungsdenken, das den verlorenen Krieg überlebt hatte, und die darauf gestützte Ideologie des „Primats der Literatur“ immer noch vorherrschend waren, daß die „Forscher“ der Germanistik diesen Markt monopolisierten und daß sie dazu neigten, diese Form der Verbindung mit der Gesellschaft als ihre eigene Daseinsberechtigung zu betrachten.

Verbreitet war eine Haltung, die kaum die Forschungsarbeit als Grundlage des Übersetzens, sondern vielmehr die „gute Übersetzung“, also eine reine Frage des Feingefühls, zum Gegenstand der Bewertung machte. So kam es, daß mehrere Übersetzungen ein und desselben Werks darum wetteiferten, die beste zu sein, daß die Frage aber, warum eine Übertragung gerade dieses Werks jetzt wichtig sei oder welche Werke eigentlich übersetzt werden sollten, kaum ins Bewußtsein drang. Welche Rolle die Germanisten dabei gespielt haben, wird später noch diskutiert werden; hier soll zunächst untersucht werden, welche Vorstellungen die

um die „beste Übersetzung“ wetteifernden Germanisten überhaupt vom Übersetzen hatten.

Im Jahre 1944 – das Ende des Pazifischen Krieges war nicht mehr weit – wurde in der vom Verlag Akitaya in Ōsaka herausgegebenen Zeitschrift *Gakkai* fortlaufend eine „Rakuchū shokan“ [Kyōtoer Briefe] genannte Debatte zu Fragen der Übersetzung abgedruckt. Die Kontrahenten waren der berühmte Kyōtoer Germanist Ōyama Teiichi und der Sinologe Yoshikawa Kōjirō. Diese Auseinandersetzung macht den Gegensatz zwischen der These von der „Übersetzung als Hilfsmittel“ und der von der „Übersetzung als Literatur“ besonders deutlich.

Yoshikawa, der eine jahrhundertalte sinologische Tradition im Rücken hat, zitiert Ōyamas Übersetzung von Goethes „Über allen Gipfeln / ist Ruh“ (*Yamayama wa / haruka ni kurete*) und bezweifelt, daß es sich um eine Wort-für-Wort-Übersetzung handle. Letztere befürwortet er mit folgenden Worten: „Ich denke, Übersetzungen sind im wesentlichen Hilfsmittel, dazu bestimmt, daß man sie Schülern zeigt. Der rechte Weg bei der Erforschung ausländischer Literaturen aber muß, so weit es irgend geht, über die Originalsprache führen. Wenn nun alle Übersetzungen gleichermaßen Hilfsmittel sind, bieten unter ihnen dann nicht diejenigen dem Lernenden den größeren Nutzen, welche die Ideen des Originals, und nur diese, vermitteln, nicht mehr und nicht weniger? Ich denke, ein übermäßiges Interesse am japanischen Leser könnte vielleicht der Leistungsfähigkeit der japanischen Wissenschaft schaden.“ (Zitiert nach KAWAMURA 1981: 52)

Nach Ōyamas Meinung jedoch ist das Übersetzen, wenn es nicht mehr und nicht weniger sein will als die getreue Vermittlung des Textinhalts, letzten Endes nur die triviale Arbeit eines Dolmetschers. Ihm schwebt dagegen eine Übersetzungsliteratur vor, welche „die literarischen Werke, die heutzutage notwendigerweise geschrieben werden müßten, gewissermaßen in Form einer Übersetzung aufzeigt“. Er schreibt weiter: „Lyrik-Übersetzungen müssen Lyrik sein, Übersetzungen von Romanen Romane.“ (53)

Diese Ansichten Ōyamas sind typisch für die Vorstellung, „Übersetzungen literarischer Werke müssen selbst Literatur sein“. Trotzdem ist die selbst heute noch offen oder versteckt vertretene These von der „Übersetzung als Literatur“ keineswegs Ōyamas Erfindung. Daß die Lyrik-Übersetzungen in Ueda Bins *Kaichōon* [Das Rauschen der Flut] die moderne japanische Gedichtform hervorbrachten oder daß Mori Ōgais *Sokkyō shijin* [Der Improvisator] weniger als Übersetzung denn als literarisches Werk Furore machte, zeigt, daß es in der japanischen Literatur von der frühen bis in die mittlere Meiji-Zeit einen historischen Abschnitt gab, in dem das literarische Schaffen von Übersetzungen angeführt wurde.

Die Vorstellungen vom Übersetzen, die sich vor diesem Hintergrund bildeten, liefen parallel zur bildungsbürgerlichen Hauptströmung mit ihren meist schwer verständlichen Übersetzungen und waren stets unterschwellig anwesend.

Bereits fast ein halbes Jahrhundert vor Ōyamas Äußerungen, im Jahre 1906, schilderte Futabatei Shimei in „Yo ga hon'yaku no kijun“ [Mein Maßstab für das Übersetzen in unserer Zeit], wie er ausgehend von einer Übersetzung, die jedes Komma und jeden Schlußpunkt des Originals wiedergibt, schließlich zu dem Ergebnis gelangt, daß es besser sei, „die Form außer acht zu lassen und nur den im Original enthaltenen poetischen Gedanken zur Geltung zu bringen“ (65). Und noch früher, nämlich 1887, schrieb der damalige „König der Übersetzer“, Morita Shiken, in „Hon'yaku no kokoro“ [etwa: Übersetzungsknigge]: Ist das Übersetzen denn etwas anderes, als die Gedanken und Intentionen des Originals in unserer Sprache neu zu formulieren?

Die allen gemeinsame Haltung läßt sich dahingehend interpretieren, daß der Übersetzer den Geist der Dienstleistung weit hinter sich läßt (Yoshikawa spricht vom „übermäßigen Interesse am japanischen Leser“), in seiner Tätigkeit eher den „schöpferischen Charakter“ sehen will und seinen eigenen „literarischen Ehrgeiz“ zu befriedigen versucht. Offenbar wird sein latenter Wunsch, unter allen Arten, mit Literatur zu tun zu haben, die schöpferische Aktivität am höchsten zu plazieren, durch die These „Übersetzung als Literatur“ legitimiert. Natürlich ist es aber eine andere Frage, ob die so hervorgebrachten Übersetzungen auch tatsächlich die Stufe der „Literatur“ erreicht haben, von der hier die Rede ist.

Doch das größere Problem liegt, wie aus dem oben zitierten Aufsatz von Yamashita Hajime zu ersehen war, in dem Primat der literarischen Kreativität bzw. in der Konzeption selbst, durch die die Literaturwissenschaft sich ohne weiteres in literarisches Schaffen auflösen kann. Wollten japanische Germanisten sich der deutschen Literatur unter den gleichen Fragestellungen und mit den gleichen Forschungsmethoden nähern wie deutsche Germanisten, dann wäre das sinnlos, ja unmöglich – es würde unweigerlich so etwas wie ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit heraufbeschwören. Doch statt durch Selbstreflexion nach der Bedeutung dieser Tatsache zu suchen, löst man sie nur auf in allgemeine Fragen der Literatur, die einem auf den ersten Blick als universal erscheinen. Das ist die Falle jenes „Primat-der-Literatur“-Denkens, das dem literarischen Schaffen den allerhöchsten Rang einräumt. Die Übersetzung eines literarischen Werks genauso hoch zu bewerten wie eine Neuschöpfung ist nichts anderes als eine kompensatorische Handlung.

Doch eine solche Haltung fand auch ihre Kritiker. In „Buntairon o hajimeru tame ni“ [Für den Beginn einer Stilistik] unterstützt Shinoda

Hajime die Position, die Yoshikawa in den „Kyōtoer Briefen“ vertritt. In diesem Zusammenhang kommt Shinoda auf *Kaichōon* zu sprechen und weist darauf hin, daß die Bemühungen, aus „Gedichten“ wieder „Gedichte“ zu machen, wegen des Anspruchs der Übersetzungen auf „schöpferischen Wert“ zu sinnlos übertriebener Pseudo-Poesie geführt hatten (KAMEI 1994: 33).

Verfolgt man die Debatte zwischen Ōyama und Yoshikawa, dann verdient die Erwiderung des letzteren auf seinen Kontrahenten besondere Aufmerksamkeit. Für Ōyama ist das Übersetzen nicht bloß „die triviale Arbeit eines Dolmetschers“, doch Yoshikawa antwortet ihm, es solle besser genau dies sein. Er schreibt: „Wenn jemand den hinter jedem einzelnen Wort einer fremden Sprache verborgenen Geist in seiner Gesamtheit erfassen und die unendliche Vielfalt der inneren Bezüge eines Wortes heranholen und uns näherbringen kann, erst der kann als ‚Dolmetscher‘ fungieren.“ Kawamura Jirō, der diese Debatte aufnimmt, nennt Yoshikawas Worte eine „mit schulmeisterlicher Pedanterie getarnte Kritikasterei“ und schreibt: „Wenn irgend jemand in einer Fremdsprache all die Fähigkeiten hat, die Yoshikawa von einem ‚Dolmetscher‘ fordert, dann ist wohl kaum anzunehmen, daß er in seiner eigenen Sprache eine nur durchschnittliche Kompetenz besitzt; vielmehr ist klar, daß seine Übersetzungen ein ideal hohes Niveau erreichen werden.“ So würde auch dieser Weg letztlich eine „Übersetzungsliteratur“ im Sinne Ōyamas hervorbringen. Kawamuras Auffassung mag in dieser Hinsicht wie ein Kompromiß klingen, jedoch es heißt darin andererseits auch: „Yoshikawa spricht weniger davon, wie Übersetzungen auszusehen haben, sondern beschränkt sich vielmehr auf den Sinn von Übersetzungen im Rahmen der ‚Erforschung ausländischer Literaturen‘“, zudem sei, so Kawamura, die Rede vom Hilfsmittel der Forschung (oder in Yoshikawas eigenen Worten: „einen Text mit dem, was uns am nächsten ist, nämlich der Muttersprache, nachzuprüfen“) inkonsequent: „Wenn er den Standpunkt des Forschers mit größter Strenge durchhalten würde, müßte er die These vertreten, Übersetzungen seien überhaupt unnötig“. (KAWAMURA 1981: 65)

Tatsächlich ist Yoshikawas These vom „Übersetzen für die Wissenschaft“ inhaltlich problematisch, doch verglichen mit den schon damals abgedroschenen Thesen Ōyamas wirkt sie ganz neu. Neu ist an ihr, daß sie den Blick direkt auf die Beziehung zwischen dem literaturwissenschaftlichen Standpunkt und der Tätigkeit des Übersetzens richtet. Vom Aspekt „Wie übersetzen?“ her möchte ich die Betrachtung hier jedoch nicht weiter vertiefen. Meines Wissens gibt es auch keinerlei Anzeichen, daß jemand dies getan hätte. Die japanische Germanistik hat jedenfalls, wie wir oben gesehen haben, den von Ōyama vorgezeichneten Weg eingeschlagen.

ZUR ARBEITSTEILUNG BEIM ÜBERSETZEN ODER:
„WAS ÜBERSETZEN?“

Zuletzt möchte ich einen anderen Aspekt des Problemkreises Übersetzen und Germanistik aufgreifen, nämlich die Frage „Was übersetzen?“. Welche Gegenstände sollen beim Übersetzen für die Germanisten zum legitimen Bereich gehören? Anders gesagt, es geht um die Arbeitsteilung beim Übersetzen.

In „Hon'yaku bungaku no idai to hisan“ [Größe und Elend der Übersetzungsliteratur] schreibt Katō Shūichi 1956: „Ausländische Bücher in Übersetzungen zu lesen hat natürlich den Vorteil, daß es unvergleichlich schneller geht, als wenn man sich mit den Originaltexten beschäftigen würde, und daß man folglich in einem kurzen Zeitraum mehr Bücher lesen kann. In Fremdsprachen kann man vieles überhaupt nicht lesen, und wenn, dann nur langsam. Und nicht nur das – es gibt nicht wenige Stellen, an denen man den Sinn nicht versteht. Für japanische Wissenschaftler wäre es deshalb selbstverständlich ideal, wenn das gesamte ausländische Schrifttum ins Japanische übersetzt würde. Doch so etwas ist in der Realität unmöglich, und so nutzen die Wissenschaftler Übersetzungen, soweit es sie gibt; benötigen sie aber Literatur, von der keine Übersetzungen existieren, müssen sie sie notgedrungen im Original lesen.“ (KATŌ 1984: 69)

Begrenzt auf die genannten Wissenschaftler und die von ihnen gelesene „Literatur“, die in den Augen der allgemeinen Öffentlichkeit etwas Besonderes darstellt, trifft Katōs Argumentation zu. In diesem Fall wäre der Gegenstand germanistischer Übersetzungen somit diese von der Forschung benötigte „Literatur“, am besten solche, die auch von Wissenschaftlern anderer Fachgebiete und darüber hinaus sogar von breiteren intellektuellen Kreisen benutzt werden kann.

Auf diese Weise jedoch bleibt man immer im Rahmen einer Hilfeleistung für eine eng begrenzte, in sich geschlossene Gruppe und verliert die ökonomische Realität des Verlagswesens aus dem Blick, ohne das sich Übersetzungen schwerlich realisieren lassen. Ist der Gegenstandsbereich für germanistische Übersetzer also nicht doch breiter? Katō schreibt in dem genannten Aufsatz, das *Genji monogatari* [Die Geschichte vom Prinzen Genji] oder den *Hamlet* zu übersetzen sei „Aufgabe der Gelehrten“, „Proust ins Englische zu bringen ist jedoch die Arbeit eines berufsmäßigen englischen Übersetzers, ihn ins Persische zu übertragen die eines berufsmäßigen persischen Übersetzers. In England gehört es zum Common sense, daß man eine solche Arbeit weder für die Aufgabe eines Gelehrten noch für die eines Schriftstellers hält. Diesem Common sense den Rücken zu kehren und aus einer Proust-Übersetzung die Befähigung

zum Schriftsteller abzuleiten – eine solche Denkweise hat, gelinde gesagt, international gesehen Seltenheitswert.“ Katō meint den Ausdruck *hon'yaku gyōsha* (wörtlich etwa: jemand, der das Übersetzen als Geschäft betreibt), den er hier verwendet, keineswegs abwertend, sondern er hat dabei lediglich die unterschiedliche Aufgabenverteilung zwischen Wissenschaftlern und Übersetzern, die keine Wissenschaftler sind, im Sinn. Dies wird auch aus seinen Worten deutlich, die den eben zitierten vorangehen: „Texte von Proust oder Thomas Mann sind schwierig“, schreibt er, doch „diese Schwierigkeit ist nicht von wissenschaftlicher Art, sondern resultiert im wesentlichen nur daraus, daß meine Französisch- bzw. Deutschkenntnisse nicht ausreichen. Für Leute aber, die in dem jeweiligen Land geboren und mit jedem Wort ihrer Sprache vertraut sind, gibt es da meist gar nichts Schwieriges. Die Wissenschaft kann doch wohl kaum durch den Zufall des Geburtsorts zustande kommen!“ (73)

Die Arbeitsteilung beim Übersetzen, wie Katō sie sich vorstellt, sieht somit folgendermaßen aus: Übersetzungen, die ohne Forschung nicht durchführbar sind, gehören zum Gebiet der Wissenschaftler, solche, die mit Liebe zur Literatur, ausreichenden Kenntnissen in der Fremdsprache und Ausdrucksfähigkeit im Japanischen zu leisten sind, bleiben jenen überlassen, die dies als Beruf ausüben. Diese klare und einleuchtende Argumentation war ein harter Schlag gegen die japanischen Wissenschaftler, die bisher gewohnt waren, mit „guten Übersetzungen“ jeglicher Art gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten und diese Arbeiten als wichtige Leistungen zu betrachten. Die „Atmosphäre, in der die Übersetzung eines ausländischen Romans sofort als Ergebnis der Wissenschaft gilt“, führt Katō auf zwei Gründe zurück: Erstens „ist seit den Meiji-Reformen die Verwestlichung des Landes in seiner Gesamtheit weit fortgeschritten und hat sich nach dem verlorenen Krieg sogar noch verstärkt“; zweitens „ist Japanisch eine so eigentümliche Sprache, daß bei jedem Kontakt mit dem Ausland die Sprachbarriere besonders hoch ist“. (74)

Was den ersten Punkt betrifft, so könnte man ihn an sich als Vorwegnahme unserer heutigen Globalisierung sehen, doch in Wirklichkeit handelt es sich um eine Äußerung vor dem konkreten geschichtlichen Hintergrund der fünfziger Jahre, die anders gemeint war, als man sie heute verstehen würde. Zu erwähnen wäre etwa, daß die Situation in den fünfziger Jahren die einer Befreiung von den Einschränkungen der Vorkriegszeit war und daß die Bedeutung des Westens als Gegenstand sich verändert hatte. Zudem hat Katō, der gerade aus dem Ausland Heimkehrte, hier einiges von seinen persönlichen Erfahrungen einfließen lassen; die feste Überzeugung eines der wenigen unter den damaligen Intellektuellen, die direkt mit dem Westen in Berührung kommen konnten,

drückt sich in seinen Worten aus. Doch verglichen mit damals ist die Mobilität heute sprunghaft angestiegen, das Internet ermöglicht einen sofortigen Informationsaustausch, die persönlichen Kontakte haben sich erweitert und sind zu etwas Alltäglichem geworden – die Umstände haben sich, zumindest äußerlich gesehen, vollständig verändert. Doch die Situation, auf die Katō in anderen Aufsätzen erneut hinweist, ist grundsätzlich die gleiche geblieben.

Anfang der sechziger Jahre macht Katō auf folgendes aufmerksam: Der „Charakter des Wissens“ sei bei den Japanern „lehrbuchhaft, oder man könnte auch sagen, aus Büchern, insbesondere Übersetzungen, erworbenes Wissen sei für sie typisch. Umgekehrt gesehen heißt das: Ihre alltäglichen Kontakte mit Ausländern sind begrenzt. In diesem Punkt bildet Japan einen großen Kontrast zu Westeuropa.“ Das Wissen stamme dort „weniger aus der Lektüre als vielmehr aus dem Alltagsleben“. (KATŌ 1974: 341)

Somit bleibt auch im gegenwärtigen Japan der Westen, über den man nach wie vor informiert sein möchte, grundsätzlich ein Gegenstand, dem man sich unverändert „durch Lektüre von Büchern“ nähert. (Selbstverständlich auch über Internet – aber auf alle Fälle doch über *geschriebene* Texte!) Zumindest mit Wissen als abgeschlossener Einheit kommt man letztlich nur in dieser Form in Berührung. Der Bedarf an Übersetzungen wird auf diese Weise immer höher.

Was in diesem Zusammenhang Katōs zweiten Punkt betrifft, so läßt sich sagen, daß sich zwar die Berührungsflächen bei Kontakten mit dem Ausland vergrößert haben, das Japanische jedoch unverändert eine „eigentümliche Sprache“ geblieben ist. Denn je größer die Berührungsflächen werden, desto mehr erhöht sich der Bedarf an Übersetzungen, und außerdem muß sich auch deren Gegenstandsbereich erweitern. Die japanische Germanistik ist hier gleichzeitig mit zwei Aufgaben konfrontiert. Zum einen darf sie sich nicht mehr auf die in deutscher Sprache geschriebene Literatur oder Philosophie als Forschungsobjekt beschränken, sondern muß vielmehr in die entgegengesetzte Richtung gehen, nämlich „mit Hilfe der in deutscher Sprache geschriebenen Literatur oder Philosophie Deutschland zu verstehen“ versuchen. Das heißt, Literatur und Philosophie müssen in der Germanistik ihre angestammte privilegierte Rolle aufgeben und sollten nur noch jeweils als einer der Ansatzpunkte zum Verständnis Deutschlands aufgefaßt werden. Die Beschäftigung mit deutscher Philosophie und Literatur müßte Abschied nehmen von ihrem Streben nach Universalität und nach einer neuen Bestimmung suchen. Sie könnte etwa darin liegen, die Richtung zu weisen, wenn der Frage nach der Universalität von Kulturkontakten nachgegangen wird. Hier wären auch besondere Problemstellungen und konkrete Einzelstudien möglich,

die objektiv untersuchen müßten, welcher Aspekt Deutschlands für das gegenwärtige Japan welche Bedeutung hat, doch all diesen Themen sollte in einem allgemeineren Rahmen nachgegangen werden.

Zum anderen (und dieser zweite Punkt hängt mit dem ersten eng zusammen) darf die japanische Germanistik als Institution, wenn sie eine Existenzberechtigung in der gegenwärtigen Gesellschaft anstrebt, die Aufgabe der Übersetzerausbildung nicht länger ignorieren. Diese muß dem Bedarf gerecht werden, der im Zuge der erweiterten Kontaktmöglichkeiten quantitativ und qualitativ angestiegen ist. Selbstverständlich ist die Fachliteratur im weiteren Sinne, darunter auch Philosophie und Literatur, Teil dieses Bedarfs, gehört jedoch zur legitimen Reserve einer Germanistik, die sprachliche Information unmittelbar zu ihrem Gegenstand macht.

Ich habe oben zum einen den Untersuchungsrahmen für Fragen des Übersetzens skizziert, zum anderen im Bewußtsein dieses Rahmens die Probleme der deutsch-japanischen Übersetzung in ihrer Beziehung zur institutionalisierten Germanistik in groben Zügen darzustellen versucht. Von der ausgehenden Edo-Zeit bis in die frühe Meiji-Ära wurden Bücher praktischen Inhalts in großer Zahl übersetzt, darauf folgten Werke zu kulturellen Fragen, anfangs vor allem historische Schriften. Diese beiden Phasen kann man als etwas Allgemeingültiges betrachten, das die Entstehung der Nationalstaaten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert und die Modernisierungsprozesse wie eine „Konstante“ durchzieht. Insbesondere die zweite Phase ist höchstwahrscheinlich an der Schaffung einer „gemeinsamen“ oder „Standardsprache“, welche die kulturelle Einheit der Nation vollenden soll, intensiv beteiligt. Etwas Vergleichbares hatten, nebenbei bemerkt, sowohl der Westen als auch Japan schon einmal in ihrer Geschichte erlebt: der erstere beim Übersetzen aus dem Griechischen und Arabischen während der Renaissance – und Japan beim Übersetzen aus dem Chinesischen ab dem siebten Jahrhundert (FUJIOKA 2000: 7–9). Doch die Allgemeingültigkeit und die Gemeinsamkeiten gehen nur bis hierher. Sobald sich nämlich die Institution Universität etabliert oder Experten Gruppen bilden, folgt jede Kultur ihren eigenen alten Gewohnheiten – anders gesagt: Sie richtet sich nach dem traditionell vorgegebenen, festen Selbstverständnis dieser Institutionen. Die japanische Germanistik und ihre besondere Beziehung zum Übersetzen sollten hauptsächlich in diesem Kontext begriffen werden. Heute aber ist die Position des Nationalstaats auf kulturellem Gebiet oder auch die der Nationalkultur selbst ins Wanken geraten, und die Gültigkeit der Institutionen wird in Frage gestellt. Für die Germanistik heißt das: Man fragt nach dem Sinn der Kontakte mit dem deutschsprachigen Kultur-

kreis und hegt große Zweifel, ob der aus dem neunzehnten Jahrhundert überkommene Rahmen der „Nationalkultur“ noch angemessen ist. In der Realität schlagen sich diese Zweifel deutlich im schwindenden Interesse junger Leute am Germanistikstudium nieder. Unter solchen Umständen ist die althergebrachte Germanistik japanischer Prägung einfach gezwungen, sich zu ändern. Die Problematik des Übersetzens wurde hier aufgegriffen, um eine der nötigen Koordinaten für eine Neubestimmung der bisherigen japanischen Germanistik zu finden; außerdem sollte Gelegenheit gegeben werden, die Beziehungen Japans zum deutschsprachigen Kulturkreis anders und objektiver zu sehen; und schließlich sollte damit aus einem anderen Blickwinkel noch die Frage einbezogen werden, wie dieses Fachgebiet im 21. Jahrhundert den gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden vermag. Von einem solchen Problembewusstsein ausgehend konnte der vorliegende Aufsatz die Probleme des Übersetzens und seiner Rahmenbedingungen nicht vollständig behandeln. Eine ausführliche Untersuchung muß einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Aus dem Japanischen übersetzt von Matthias Hoop

LITERATURVERZEICHNIS

- FUJIOKA Keisuke (2000): *Hon'yaku wa bunka de aru* [Übersetzung ist eine kulturelle Erscheinung] (Maruzen Library). Tōkyō: Maruzen.
- ISHINAKA Shōji (1943): *Nihon seishin to Geruman seishin* [Germanischer und japanischer Geist] In: *Doitsu bungaku* 7, 3, S. 203–209.
- ISOYA Takashi (1980): *Hon'yaku to bunka no kigōron* [Semiotik des Übersetzens und der Kultur]. Tōkyō: Keisō shobō.
- KAMEI Shunsuke (1994): *Nihon no kindai to hon'yaku* [Die japanische Moderne und das Übersetzen]. Tōkyō: Chūō kōronsha.
- KATŌ Shūichi (1984): *Hon'yaku bungaku no idai to hisan* [Größe und Elend der Übersetzungsliteratur]. In: *Zasshu bunka – Nihon no chiisana kibō* [Hybride Kultur – Eine kleine Hoffnung für Japan]. Tōkyō: Kōdansha bunko, S. 67–82.
- KATŌ Shūichi (1974): *Nihonjin no gaikokukan* [Das Bild der Japaner vom Ausland]. In: *Katō Shūichi chosaku shū* [Katō Shūichi: Gesammelte Werke]. Bd. 7. Tōkyō: Heibonsha, S. 341–361.
- KAWAMURA Jirō (1981): *Hon'yaku no Nihongo* [Japanisch in Übersetzung]. In: *Nihongo no sekai* 15, S. 4–76.
- KIMURA Kinji (1929): *Gaikoku bungaku kenkyū no taido ni tsuite* [Über die Haltung beim Erforschen der ausländischen Literatur]. In: TŌKYŌ

- TEIKOKU DAIGAKU DOITSU BUNGAKU KENKYŪSHITSU (Hg.): *Erunte* 1, S. 1–2.
- KIMURA Kinji (1938): *Ningen sōzō* [Schaffung der Persönlichkeit]. In: *Doitsu bungaku* 1, 1, S. 1–25.
- MARUYAMA Masao und KATŌ Shūichi (1998): *Hon'yaku to Nihon no kindai* [Das Übersetzen und die japanische Moderne] (Iwanami shinsho). Tōkyō: Iwanami shoten.
- OBARA Tabimasa (1943): *Nachisu no bungaku seishin* [Der literarische Geist des Nationalsozialismus] In: *Doitsu bungaku* 7, 1, S. 1–15.
- TSUJI Yumi (1993): *Hon'yakushi no puromunādo* [Ein Spaziergang durch die Geschichte des Übersetzens]. Tōkyō: Misuzu shobō.
- UEDA Kōji (1989): *Nihon ni okeru Doitsugo kyōiku no rekishi – hihanteki sōkatsu* [Die Geschichte des Deutschunterrichts in Japan – Eine kritische Bestandsaufnahme]. In: DOITSU GAKKAI (Hg.): *Nihon ni okeru Doitsugo kyōiku* [Deutschunterricht in Japan]. Tōkyō: Seibundō, S. 16–22.
- YAMASHITA Hajime (1967): *Gēte, Tōmasu Man to Nihon kindai bungaku* [Goethe, Thomas Mann und die moderne Literatur Japans]. Tōkyō: Yomiuri shinbunsha.